

»Oder man reißt ausschließlich seriöse junge Männer aus der eigenen gesellschaftlichen Sphäre auf.«

Heinz-Jürgen Voß

Einordnung von »Wir können nicht alle im Bett sterben«

Der Aufsatz »Wir können nicht alle im Bett sterben« ist für sich inhaltlich nicht erklärungsbedürftig. Die für ein deutschsprachiges Publikum notwendigen Erläuterungen hat der Übersetzer Salih Alexander Wolter besorgt. Der Aufsatz ist äußerst klar und soll in diesen abschließenden Bemerkungen diskutiert werden, gerade im Hinblick auf aktuelle queere Anschlüsse. Im Beitrag beschreibt – oder beklagt – Guy Hocquenghem Veränderungen, die die schwule Kultur betreffen. 1976, vier Jahre nach dem Erscheinen des visionären oder auch seinerzeit ganz »realistisch« anmutenden Buches *Das homosexuelle Verlangen*, ist bei Hocquenghem der Enthusiasmus des Aufbruchs, der ohne Sicherung und Netz vorgeht, verflogen. Die Vorstellungen der »Radikalen« konnten offenbar keine größere Breitenwirkung erlangen bzw. ist 1976 sogar die im Nachgang zum Pariser Mai 1968 und dem Aufstand in der New Yorker Christopher Street einmal gegebene »Breite« schon wieder am Schwinden. So erkennt Hocquenghem eine Verringerung der Möglichkeitsräume für das schwule Begehren gerade durch die mediale und kommerzielle »Massifizierung« (in Dieckmann & Pescatore, 1979, S. 209) von bestimmten seiner Ausdrucksformen – die politisch wie (sub)kulturell auf »Identität« setzende Gegenbewegung zur von ihm wie von anderen Theoretikern der »Gay Liberation« (vgl. Wittman, 1970) einst propagierten offensiven Gleichgeschlechtlichkeit als Einladung, »die sexuellen Probleme der Männer insgesamt« (Hocquenghem, 1974 [1972], S. 138; wiederaufgenommen von Gilles Deleuze in Dieckmann & Pescatore, 1979, S. 166) ans Licht zu bringen und letztlich die Kategorisierung und Normierung von Geschlecht und sexueller Orientierung überhaupt zu überwinden.

Der »Mörder« wird von ihm als Anlass oder als Beispiel genommen. Er könnte auch für andere Männer stehen, zu denen der schnelle oder auch intensive sexuelle Kontakt einen Zugang eröffnet, in dem jeweils auch das Potenzial angelegt ist, dass zwischen den Beteiligten »mehr« werden könnte, nicht im Sinne einer Beziehung, sondern im Sinne eines Austauschs über gesellschaftliche Grenzen zwischen Klassen und rassistischen Einteilungen hinweg. Das »homosexuelle Verlangen« stelle eine Verbindung her und zeige eine Gemeinsamkeit selbst zwischen einem Mörder und dem von ihm Ermordeten. Diese Feststellung soll in einem solchen Sachbuch nicht im Sinne einer Erhöhung des »Verruchten« und »Verworfenen« verstanden werden, wie es in der Literatur etwa von Jean Genet verarbeitet wurde. Hier geht es – mit Hocquenghem – mehr darum, wie das sexuelle Verlangen in die gesellschaftlichen Herrschaftsmechanismen eingebunden ist und Optionen zur Annäherung an verschiedene Perspektiven eröffnen kann. Wenn Menschen sich nur noch homosozial, also in weitgehend homogenen, quasi »familiären« Verhältnissen und Lebensrealitäten, begegnen und Kontaktmöglichkeiten zu Menschen mit anderen Erfahrungen fehlen, dann verringern sich die Chancen zur Reflexion von eigenen, erlernten Selbstverständlichkeiten, für sexuellen Austausch und für gemeinsame politische Aktion. Durch eine starke Segregation gerät gar die demokratische Gesellschaft in Gefahr, da eine »Mittelschicht« nicht einmal mehr entfernten Eindruck von den prekären Lebensbedingungen der ökonomisch »Abgehängten« hat. Das Risiko des Kontakts lasse sich zwar vermeiden, bedeute aber einen sexuellen Erfahrungsverlust (»jeder wird nur noch in seiner eigenen gesellschaftlichen Klasse ficken«, vgl. Hocquenghem in diesem Band) und – etwa über Gentrifizierung – die konkrete Zuspitzung von Ausgrenzungs- und Gewaltverhältnissen, die sich eben auch gegen einen Teil der Schwulen und Queers richten, nämlich die armen und rassisierten unter ihnen. Und die Nutznießer_innen der Ausgrenzung sind dann eben auch mit unter den Schwulen und Queers zu suchen.

Fokussiert gefasst, lässt sich eine solche Sichtweise, die die spezifischen Interessenlagen von schwulen Männern nicht einfach auf ihre sexuelle Orientierung reduziert, sondern sie als eingebunden in die Herrschaftsverhältnisse beschreibt, in Anlehnung an Simone de Beauvoir festhalten. Sie führte im Hinblick auf bürgerliche Frauen aus, dass keine »gemeinsame« geschlechtliche Erfahrung ihre Loyalität gegenüber den bürgerlichen Männern breche:

»Die bürgerliche Frau hängt an ihren Ketten, weil sie an ihren Klassenprivilegien hängt. Man erklärt ihr unablässig und sie weiß, daß die Emanzipation der Frauen eine Schwächung der bürgerlichen Gesellschaft nach sich ziehen würde: vom Mann befreit, wäre sie zum Arbeiten verurteilt; sie mag bedauern, daß sie nur ihrem Mann

nachgeordnete Rechte auf das Privateigentum hat, noch mehr würde ihr aber leid tun, wenn dieses Eigentum abgeschafft würde. Mit den Frauen der arbeitenden Klasse fühlt sie sich nicht solidarisch: sie steht ihrem Mann viel näher als den Textilarbeiterinnen. Sie macht sich seine Interessen zu eigen« (Beauvoir, 2008 [1949], S. 155).

Übertragen auf schwule Männer heißt dies, dass auch hier die Absicherung der eigenen Vorrechte dem gemeinsamen politischen Streiten im Weg stehen kann, wie es sich aktuell etwa in den konkreten Analysen um Stadtraum und Gentrifizierung auch tatsächlich zeigt (vgl. Wolter, 2014 [2011], Tsianos, 2013, Hanhardt, 2013). Auch die sexuelle Interaktion wird diese Grenze nicht einreißen können, aber sie eröffnet aus Sicht Hocquenghems zumindest die Chance, über die Grenze zu schauen.

Beispielhaft arbeitet der exzellente aktuelle Band *Safe Space: Gay Neighborhood History and the Politics of Violence* von Christina B. Hanhardt (2013) die Gewalttätigkeit und Täter_innenschaft von dominierenden Schwulen (und Lesben) mit Blick auf lokale Politiken im US-Kontext – die dann auf die des »globalen Imperiums« übertragen werden (Hanhardt, 2013, S. 222) – heraus: Gerade im Stadtteil rings um die Christopher Street – dem Ort der legendären Straßenkämpfe insbesondere von Gender-varianten Menschen of Color gegen die Polizeischikanen – sorgen heute die Mainstream-Gays dafür, dass arme Menschen, unter ihnen vor allem Queers of Color, kriminalisiert und vertrieben werden. Eine für »Homorechte« sensible Polizei, gut und immer besser ausgestattet, gerade auf Betreiben von vermeintlichen »Anti-Gewalt-Projekten« der weißen »Gays der Nachbarschaft«, setzt dies durch. Erreicht wird, dass die gut situierten Gays nicht mehr mit Queers anderer Klasse und »race« konfrontiert sind. Ob aber den gut situierten Schwulen eine solche Politik nützt, ist, so wir die Beschreibungen von Guy Hocquenghem ernst nehmen, fraglich: Auch sie können, so sie noch über entsprechende »Empfindlichkeiten« verfügen, eine Bagatellisierung schwuler Lebensweise zu einer »mechanisch« erfolgenden Partnerwahl, mit programmierbaren »Sextechniken«, die »mit der kühlen guten Gesinnung sexualwissenschaftlicher Magazine« (vgl. Hocquenghem in diesem Band) daherkommen, als Mangel und Verlust erleben.

Vergangene Zeit hat keine aktuelle Romantik. Zu sehr würden die polizeiliche Repression, die medizinischen Experimente gegen Homosexuelle (etwa die »stereotaktischen Gehirnopoperationen« in der BRD der 1960er und 1970er Jahre), die schulische und gesellschaftliche Demütigung in den Hintergrund treten. Durch die Repression wurden auch die Möglichkeiten und teilweise die Notwen-

digkeiten des Streitens den einzelnen Betroffenen vorgegeben: Einige konnten nicht mehr streiten, weil sie durch Justiz und Medizin in ihrer psychischen und physischen Gesundheit demontiert oder pädagogisch zu Tode gebracht wurden (leider ist von diesen Themen keine Rede, wenn es um die aktuelle Aufarbeitung sexualisierter Gewalt geht), andere empowernten sich und bauten Ressourcen auf – eigene Wege des expressiven politischen Streitens, aber auch der eigenen Scham und Schamhaftigkeit sind solche eigenwilligen Potenziale –, wieder andere nutzten den Weg der Anpassung, auch das kann nachvollziehbare Lebensentscheidung sein. Es geht damit nicht darum, sich in eine Vergangenheit zu sehnen, sondern eine Zukunft zu gestalten, die – so wäre mein Anspruch – Optionen zu persönlicher Entwicklung eröffnet, aber auch das Ziel einer gerechten Gesellschaftsordnung im Blick behält. Eine solche gerechte Gesellschaftsordnung hätte, wie es Hocquenghem beschreibt, aus den Lebenserfahrungen der Marginalisierten und Unterdrückten gelernt. Dafür müssen ihre Aussagen aber in der Gesellschaft gehört werden können – Bedingung dafür ist Zusammenkommen und Aufmerksamkeit. Hocquenghem sieht gerade in den alltäglichen Situationen das Potenzial zu solchem Austausch. In *Das homosexuelle Verlangen* führt er aus:

»Die homosexuelle Situation, wie sie von den genannten Bewegungen geschaffen wird [...], hat den unschätzbaren Vorzug, dass sie nicht in Prinzipien existiert, sondern stattfindet, verankert im konkreten Alltag, also dort, wo die Trennung zwischen öffentlich und privat endet« (Hocquenghem, 1974 [1972], S. 140ff.).

Der sexuelle Kontakt kann ein solcher Erfahrungsraum sein – warum nicht? Guy Hocquenghem ordnet ihn gerade als solchen ein und macht ihn stark. Im Band *Das homosexuelle Verlangen* führt er ein Zitat von Jean Genet, das für ihn prägend war, und die daraufhin erfolgenden Reaktionen an, um diese sexuelle Option zu thematisieren. Genet hatte in einem Interview geäußert: »Wäre ich nie mit Algeriern ins Bett gegangen, so hätte ich vielleicht niemals die Algerische Befreiungsfront unterstützen können ...« (ebd.). Daraufhin erwiderte ein Blatt der extremen Linken: »Es sind zweifellos nicht wir, die auch nur die geringste Repression der Homosexualität fordern würden, gleich, was wir über sie denken. Wenn allerdings das politische Handeln damit vermengt wird, dann wird die Sache haarig« (ebd.). Hocquenghem verarbeitet die Auseinandersetzung anschließend analytisch:

»Zwischen vielen Arabern und zahlreichen Homosexuellen bestehen libidinöse Beziehungen, die nicht statthaft sind; also wirft man einen moralischen Ödipus-Mantel darüber, der dann übrigens von den Betroffenen selbst gründlich durch-

lebt wird. [...] Die gleiche Auffassung findet man in Hinblick auf die Häftlinge in den Gefängnissen: Bei ihnen ist die Homosexualität angeblich immer nur eine Notlösung, eine Sexualität Armer und Unterdrückter, das Gegenstück zu der Degenerations-Homosexualität in der Bourgeoisie. Worauf es ankommt ist, dass eine Libido-Beziehung solcher Art offensichtlich nur dank der Entschuldigung durch eine Not- oder Zwangssituation gelebt werden kann. Doch gerade das Schuldzeugende an Erklärungen dieser Art macht sie suspekt, und dadurch bekommen die homosexuellen Bewegungen Gelegenheit zu einer Intervention, die nicht auf einer Prinzipien-Solidarität beruht, sondern auf einer Übereinstimmung des Verlangens« (Hocquenghem, 1974 [1972], S. 140ff.).

Die Auseinandersetzung mit dem Politischen des sexuellen Kontakts und der sexuellen Praktik beschäftigte Guy Hocquenghem zeitlebens. Und aus seiner Auseinandersetzung lässt sich viel für die eigene Reflexion lernen. Etwa seine inhaltlichen Zugänge zur kritischen Auseinandersetzung mit Kolonialismus und Rassismus musste Hocquenghem erst lernen. Lange findet sich bei ihm der Begriff des Rassismus auch für die staatliche Repression, die sich gegen die Homosexuellen richtet, bis er erkennt, dass die Parallelisierung den Blick auf den Rassismus – im heutigen Sinne – unter Schwulen und im »homosexuellen Verlangen« versperrt. Rassismus und Kolonialismus sind auch hier präsent – in den Möglichkeiten, sich kennenzulernen und in den sexuellen Fantasien. Schon 1976, im Aufsatz »Wir können nicht alle im Bett sterben«, konstatiert Hocquenghem als sich abzeichnendes Problem, dass als Folge der Abschließung der Schwulen in ihren ökonomischen Klassen die Auseinandersetzung um Rassismus erschwert werde und dieser sich gar noch zuspitze:

»Während es immer noch Tanten gibt, die in den Vorstädten oder in der Gegend von Pigalle nach Arabern Ausschau halten, ist unbezweifelbar eine Bewegung für eine wahrhaft weiße Homosexualität – in jedem Sinn des Wortes – auf den Weg gebracht worden« (vgl. Hocquenghem in diesem Band).

Ganz in Hocquenghems Sinne lohnt es sich damit auch, das Sexuelle nicht zu vergessen, wenn es um Selbstreflexion und politische Aktion im Alltag geht. Noch 1985 kam Hocquenghem auf die Aussage Genets zurück, angesichts der Kampagne *Touche pas à mon pote!* (»Rühr meinen Kumpel nicht an!«):

»Schnell gehen wir von der Verlegenheit zur Selbstzensur über. Nur mit Zurückhaltung ist man ein guter Anti-Rassist. Jeder allzu fleischliche Grund muss unterdrückt

werden. Kurz, wir handeln ›selbstlos‹; ohne dass irgendein Band des Fleisches, der Lust oder des Gefühls die leere Reinheit der moralischen Wahl, der humanistischen Pflicht beschmutzen könnte. Wie bei einem berühmten Moralisten aus Königsberg gilt, dass die anti-rassistische Aktion, um akzeptabel zu sein, ohne die geringste Beziehung zu einem erotischen oder sonstigen Interesse des Subjekts durchgeführt werde – sondern allein wegen der Schönheit der Geste, wegen des übergeordneten Interesses der Menschheit. In diesen Zeiten des wiedererweckten Anti-Rassismus würde es niemand wagen, seinerseits das wunderschöne und brutale Bekenntnis Jean Genets zu wiederholen: ›Ich hätte dem FLN [*Front de Libération Nationale*, dt. *Nationale Befreiungsfront* in Algerien] nie so nahegestanden, wenn ich nicht mit Arabern im Bett gewesen wäre.‹ Der Dichter fügt hinzu, dass er die algerische Rebellion wahrscheinlich unterstützt hätte, aber nicht mit solchem Engagement, mit solcher Intensität. Der reine Anti-Rassismus hat weder Hand noch Fuß noch ein Bett« (Hocquenghem, 1985, Übers. S. A. Wolter).

Bezüge zu und Denkblockaden in deutschen schwulen Debatten

Um heute in der Bundesrepublik Deutschland in der Reflexion an Guy Hocquenghem anschließen zu können, sind mehrere »Denkblockaden«, wie sie in der »schwulen Szene« schnell aufscheinen, zu lockern. Nein, es geht nicht gegen die »Ehe für alle«. In Hocquenghems Positionierung drückt sich nicht aus, dass er gegen die Entkriminalisierung von gleichgeschlechtlichem Sex oder den Abbau von Diskriminierung gewesen wäre – so setzte er sich in mehreren seiner Artikel deutlich für die Abschaffung der unterschiedlichen Schutzaltergrenzen für anders- und gleichgeschlechtlichen Sex in Frankreich ein. Das Streiten der FHAR insgesamt zielte in eine Richtung, Homosexualität zu entkriminalisieren und sie der Diagnosepraxis der Medizin und pädagogischer Zurichtung zu entreißen. Ehe war für ihn kein Thema. Aber: Die Positionierungen aus linken und queeren Kontexten der letzten zwei Jahrzehnte zur »Öffnung der Ehe« lassen sich in einer ähnlichen Weise einordnen. Aus diesen Richtungen wurde stets die Haltung betont, »wer heiraten will, soll heiraten«, und angeschlossen, dass ein neues diskriminierendes Sondergesetz einer speziellen gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaft verhindert werden müsse, wie es dann bis 2017 als »Eingetragene Lebenspartnerschaft« in der Bundesrepublik bestand (vgl. für eine Übersicht Voß, 2013).

Worum es Hocquenghem hingegen ging – und queeren Positionierungen

heute geht –, ist, dass solche staatlichen Akte nicht als Emanzipation missverstanden werden sollten. Vielmehr ist mit ihnen zumindest die Gefahr verbunden, dass sie einerseits zu einer stärkeren Vereinheitlichung der Homosexuellen sowie der Verarmung der homosexuellen Erfahrungsräume und andererseits zur stärkeren Einbindung der Homosexuellen in die im Staat bestehenden Herrschaftsverhältnisse führen. Hocquenghem drückt das aus, indem er konstatiert, »jeder wird nur noch in seiner eigenen gesellschaftlichen Klasse ficken« (vgl. Hocquenghem in diesem Band). Das Potenzial, das er, aus eigener Erfahrung, in weißschwulen Lebensweisen gesehen hatte, auch als Teil der Dominanzkultur von den Lebensbedingungen rassisierter Männer und Männern unterschiedlicher Klassenzugehörigkeit zu erfahren, gehe mit der zunehmenden »Respektabilisierung« der Schwulen und insgesamt des »homosexuellen Verlangens« verloren.

In Deutschland verlief das Streiten der »radikalen Schwulenbewegung« von Anfang an weniger radikal und stattdessen staatsnäher als in Frankreich. Schon aus den Schriften zum »Tuntenstreit« wurden die verschiedenen Interessenlagen deutlich. Einige der Teilnehmenden der HAW-Gruppentreffen waren mit den vom Bundestag veranlassten rechtlichen Verbesserungen im Jahr 1969 bereits zufrieden und störten sich nicht an den bezüglich anders- und gleichgeschlechtlichem Sex unterschiedlichen Schutzaltergrenzen. Auch in den weiteren Entwicklungen zeigt sich die stärkere Interaktion mit staatlichen Instanzen: So wurde der Film *Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt*, der häufig als äußerst bedeutsam für die zweite, »radikale Schwulenbewegung« eingeordnet wird, vom staatlichem Fernsehen finanziert. Klinkte sich zwar der Bayrische Rundfunk bei der Ausstrahlung des Films aus und wird schon dadurch deutlich, dass der Film in einigen gesellschaftlichen Kreisen »aneckte«, so zeigt sich dabei dennoch, dass schwule Inhalte schon zu dieser Zeit staatlich gewollt waren. Die zweite Hälfte der 1970er Jahre ist gar in einem Maße »schwul« geprägt, dass es als sinnvoll erscheinen mag, die »bürgerrechtliche Neuausrichtung der Homo-Bewegung« bereits in dieser Zeit zu verorten und nicht erst zu Anfang der 1990er Jahre. So erschien im Februar 1976 in der Wochenzeitung *Die Zeit* unter dem Titel »Ich erlaube mir die Revolte« ein umfassendes Interview von Hubert Fichte mit Jean Genet. 1978 gaben in einer Titelgeschichte der damals auflagenstärksten Illustrierten *Stern* unter der Schlagzeile »Wir sind schwul« 682 Männer ihr Coming-out bekannt. Schließlich wurden 1977 bzw. 1978 die Bücher *Schweine mit Flügeln* und *Wir Kinder vom Bahnhof Zoo* große Bestsellererfolge – und fachten unter Jugendlichen in Schulklassen Diskussionen an. Wissenschaftlich erschien unter anderem 1977 der Band *Seminar: Gesellschaft und Homosexualität*, herausgegeben von Rüdiger Lautmann, im namhaften Suhr-

kamp-Verlag – und nicht etwa nur am Rande, in einem Nischenverlag. Von einer marginalisierten, radikalen – im Sinne von »abseits des Mainstreams« – Bewegung zu sprechen, erscheint damit aus heutiger Perspektive zumindest fraglich –, und es werden folgende Forschungsarbeiten ertragreich sein, die von einem objektivierenden Standpunkt aus die einzelnen Ereignisse der Schwulenbewegung betrachten und gesellschaftlich kontextualisieren.

Interessant könnte gerade der Umschlagpunkt sein: Bis wann und unter welchen Prämissen war »radikales« Streiten möglich, und wann brach es ab? Welche Grundbedingungen haben dafür gesorgt, dass die Bewegung in Frankreich, wie es scheint, zumindest zu Beginn so viel radikaler streiten konnte als in »Deutschland« – und dass dort etwa Rassismus unter Schwulen thematisierbar wurde, während es unter den Schwulen der Zeit in der Bundesrepublik und Westberlin keine (größeren) solchen Thematisierungen gibt, sondern selbst heute noch teilweise vehemente Abwehr gegen die Auseinandersetzung mit Rassismus besteht?

Zum Abschluss: Guy Hocquenghems Innovationen für queere Perspektiven

Mit dem Verweis auf Arbeiten von Annamarie Jagose, Eve Kosofsky Sedgwick und Douglas Crimp wurden bereits zu Beginn des Buches die queeren Potenziale ausgeleuchtet, die sich aus der Beschäftigung mit den Publikationen von Guy Hocquenghem ergeben. Rüdiger Lautmann, Norbert Reck und auch ich haben in unseren Beiträgen diese Perspektive unterstützt und mit je verschiedener Schwerpunktsetzung Anknüpfungspunkte vorgeschlagen. Diese beziehen sich unter anderem auf die folgenden Punkte:

1. Das »homosexuelle Verlangen« kann mit Hocquenghem als allgemein dem Begehren der Menschen innewohnend betrachtet werden. Gleichgeschlechtlicher Sex ist damit nicht ein auf eine Randgruppe auszulagerndes Phänomen, sondern eine im sexuellen Begehren aller Menschen vorhandene Option. Bezieht sich Hocquenghem in seiner Herleitung insbesondere auf die Sexualtheorien Sigmund Freuds (zur Einführung vgl. Quindeau, 2014) und auf die Empirie Alfred Kinseys, so weisen aktuelle Erhebungen in die gleiche Richtung. Zum Beispiel die YouGov-Studien aus den Jahren 2015 und 2017 erhoben bei jungen Menschen aus den USA (YouGov, 2015b), Großbritannien (YouGov, 2015a) und Deutschland (Drösser & Geißler, 2017), dass sich ein Drittel beziehungsweise die Hälfte der Befragten als »nicht zu 100% heterosexuell« einordneten. Auch die

Erhebung von Konrad Weller für Jugendliche in Ostdeutschland kommt zum Ergebnis, dass Jugendliche in größerer Zahl – als es sonst mit 2 oder 5% »echten« bzw. »vollen« »Homosexuellen« medial diskutiert wird – gleichgeschlechtliche Fantasien und sexuelle Interaktionen haben (Weller, 2013). Diese Lebensrealität könnte darin abgebildet werden, dass wissenschaftliche Ansätze und politischer Aktivismus der tatsächlichen Erfahrungsbreite Rechnung tragen und sich künftig weniger sexuell-identitär fokussieren.

2. Aus dem hier abgedruckten Aufsatz »Wir können nicht alle im Bett sterben« und den Darstellungen, die im Zusammenhang mit *Drei Milliarden Perverse* und *Das homosexuelle Verlangen* getroffen wurden, werden Zugänge für intersektionale Analysen sichtbar. Neben der theoretischen Auseinandersetzung kann hier gerade auch der Weg der persönlichen Entwicklung Hocquenghems interessant sein. Bedeutsam sind auch Abgrenzungen, die sich offenbar bereits in den 1970er Jahren unter Schwulen der Dominanzkultur gegenüber sogenannten »Gastarbeiter_innen« zeigten – und die in den von mir in der Einleitung zum vorliegenden Band zitierten kurzen Passagen aus dem Kontext des »Tuntenstreits« hervortraten. Während sich weiße französische Schwule auf den Weg machten, Rassismus in den eigenen Kontexten zu reflektieren, setzte die Auseinandersetzung in »Deutschland« deutlich später ein. Die Gründe hierfür könnten historisch interessant und für die Weiterentwicklung intersektionaler Ansätze bedeutsam sein.
3. Geschlecht erscheint in den Betrachtungen Hocquenghems omnipräsent: Männliches Geschlecht, bei punktuell deutlicher Abgrenzung gegen Theoriebildung aus frauen-lesbischen Zusammenhängen. Dennoch scheint gerade aus der Perspektive eines allgemein im sexuellen Begehren anzutreffenden »homosexuellen Verlangens« die Perspektive auf, die heteronormativ und zweigeschlechtlich strukturierte gesellschaftliche Ordnung in der Bundesrepublik Deutschland kritisch zu hinterfragen. Gleichzeitig wäre es wünschenswert, wenn – durchaus auch kritisch – aus Sicht einer Frauen-/Lesbenbewegung mögliche Anschlusspunkte an die Betrachtungen Hocquenghems sowie notwendige Abgrenzungen thematisiert würden.
4. Schließlich eröffnet sich mit Hocquenghem Utopie. Bereits in der Metapher, (homo-)sexuelles Verlangen zu »musikalisieren« liegt so viel Gelegenheit, sich – auch direkt körperlich – mit den eigenen sexuellen Erlebenswelten und ihrer derzeitigen schroffen Einengung durch starre Identitäten und ihrer Belastung durch die die Gesellschaft durchziehen-

den Herrschaftsverhältnisse auseinanderzusetzen. Es lohnt sich, den auch hierzulande endlich wiederzuentdeckenden Guy Hocquenghem in unser Nachdenken darüber einzubeziehen, wie wir denn unsere sexuellen Verhältnisse und insgesamt unser Miteinander zukünftig entwickeln möchten. Wie stellen wir uns lustvolle und gelingende Begehrensweisen in Zukunft vor? Wie können sie – das wäre mein Vorschlag – abseits schroff gegeneinander gestellter Identitäten erfolgen? Wie können unsere Emotionen, Begehrensweisen, sexuellen Akte vielleicht – als Nebenprodukt – auch politisch produktiv sein? Oder sollten sie doch einfach Ressourcen bleiben, um sich unter den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen in menschlichen Nahverhältnissen für die gesellschaftliche Aktion »zu stärken«?

Literatur

- Beauvoir, Simone de (2008 [1949]). *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Dieckmann, Bernhard & Pescatore, François (Hrsg.). (1979). *Elemente einer homosexuellen Kritik. Französische Texte 1971–77*. West-Berlin: Verlag rosa Winkel.
- Drösser, Christoph & Geißler, Holger (2017). *Wir Deutschen und die Liebe: Wie wir lieben. Was wir lieben. Was uns erregt*. Hamburg: Verlag Edel Books.
- Hanhardt, Christina B. (2013). *Safe Space: Gay Neighborhood History and the Politics of Violence*. Durham: Duke University Press.
- Hocquenghem, Guy (1974 [1972]). *Das homosexuelle Verlangen*. München: Reihe Hanser.
- Hocquenghem, Guy (1985). *Arabe. Gai Pied Hebdo*, No. 167 (27.04.–03.05.1985).
- Quindeau, Ilka (2014). *Sexualität*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Tsianos, Vassilis (2013). Urbane Paniken: Zur Entstehung des antimuslimischen Urbanismus. In Duygu Gürsel, Zülfukar Çetin & Allmende e.V. (Hrsg.): *Wer MACHT Demo_kratie? Kritische Beiträge zu Migration und Machtverhältnissen* (S. 22–42). Münster: Edition Assemblage.
- Voß, Heinz-Jürgen (2013). Homo-Ehe oder Solidaritätsvertrag? *PROKLA – Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft*, Nr. 173(43, 4), 615–629. http://heinzjuergenvoss.de/Voss_2013_Homo-Ehe_Solidaritaetsvertrag_.pdf (11.09.2017).
- Weller, Konrad (2013). *PARTNER 4 – Sexualität & Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich (Handout zum Symposium an der HS Merseburg am 23. Mai 2013)*. Merseburg: Institut für Angewandte Sexualwissenschaft.
- Wittman, Carl (1970). *A Gay Manifesto*. <http://paganpressbooks.com/jpl/TRB-WITT.PDF> (11.09.2017).
- Wolter, Salih Alexander (2014 [2011]). Ist Krieg oder was? Queer Nation Building in Berlin-Schöneberg. In Koray Yılmaz-Günay (Hrsg.), *Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre »Muslime versus Schwule«*. *Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001* (S. 15–24). Münster: Edition Assemblage.
- YouGov (2015a). 1 in 2 young people say they are not 100% heterosexual. Online: <https://yougov.co.uk/news/2015/08/16/half-young-not-heterosexual/> (11.09.2017).

» Oder man reißt ausschließlich seriöse junge Männer aus der eigenen gesellschaftlichen Sphäre auf. «

YouGov (2015b). A third of young Americans say they aren't 100% heterosexual. Online: <https://today.yougov.com/news/2015/08/20/third-young-americans-exclusively-heterosexual/> (11.09.2017).

